

öffnen für den anderen oder für die andere, so wie Gott die Seite des Menschen öffnen musste, damit sich die beiden – Mensch und Menschin – begegnen konnten.

Dann aber liegt in jeder Begegnung auch die Gefahr der Verwundung, so wie – gleichsam als seitenverkehrtes Spiegelbild – Gott ja die Seite Adams auch wieder heilen musste. Und nirgends verletzen sich Menschen so sehr wie in Partnerschaften und Ehen. Darum schrecken viele davor zurück.

Ist das nicht auch ein (eines unter mehreren, aber ein wichtiges) Kennzeichen der schwulen Szene? Viele Abende habe ich selbst schon verlebt, an denen kein Gespräch zustande kommen wollte. Ja, gerade Männer können anscheinend stundenlang stumm herumstehen, die Menge beobachtend, sich an das Glas festklammernd.

Was mag dahinter stecken? Versteckt vielleicht die nach außen zur Schau gestellte Coolness nicht allzu oft eine – zum Teil unbewusste – Angst, etwas von sich oder gar sich selbst preiszugeben und so verwundbar zu werden, indem »mann« abschätzig betrachtet wird oder sich sogar einen Korb einfängt? Mir scheint, die übertriebenen Masken des Maskulinen, wie wir sie in der schwulen Szene gehäuft finden, verdecken sehr oft die eigene Unsicherheit des einzelnen und innerlich oft auch einsamen Mannes.

c) Die Angst, sich selbst zu verlieren

Und ein Drittes: So seltsam, ja widersprüchlich es klingen mag: In der liebenden (!) Begegnung wächst die Angst nochmals. Die Chanson-Sängerin Georgette Dee hat in ihrem Programm »Kupfermond« hier in München über diesen Zusammenhang nachgedacht. Sie meinte: »Wissenschaftler haben festgestellt, dass die Grundbewegung, die unmittelbar im Menschen Angst auslöst, das Fallen ist, weil da der Mensch völlig unfähig ist zu einer Gegenbewegung. Ähnlich ist es mit der Liebe: Wenn unser Herz brennt, können wir nichts dagegen tun, wir fallen einfach in die Liebe hinein. Die englische Sprache bringt das treffend auf den Punkt: »falling in love«. Und gegen dieses Fallen können wir uns auch nicht wehren. Deshalb löst Liebe so viele Ängste aus – in uns selber und im anderen.« – soweit Georgette Dee.

Mir scheint daher: Es braucht eine große innere, gottähnliche Kraft, diese Angst zu überwinden. Auch dies steckt für mich in dem biblischen Satz: »Gott selber führt dem Mensch die Frau – sein menschliches Gegenüber, Ebenbild und Andersein zugleich – zu.« Die Hl. Schrift glaubt: Letztlich ist es Gott selber, der dem Menschen die Erfüllung in menschlicher Begegnung schenkt. Gott ist es, der dem Menschen einen Menschen zuführt und an die Seite stellt. So ist geglückte Begegnung und Beziehung nie nur unsere eigene Leistung. Das drücken auch wir in unserer Sprache aus, wenn wir manchmal von »göttlicher Fügung« sprechen, wenn in einer gelungenen Begegnung das Unglaubliche, das menschlich Nicht-Fassbare geschieht, dass zwischen zwei

Menschen die Angst keine Macht hat, dass zwei Menschen Offenheit und Vertrautheit erleben und sich gegenseitig schenken.

Geglückte Begegnung geschieht angst-los. Die Bibel fasst das in die Worte: »*Sie waren nackt und schämten sich nicht voreinander.*« Eine bildhafte Umschreibung ist das dafür, dass da große Offenheit und ein tiefes Vertrautsein herrscht zwischen dem menschlichen Ur-Paar, zwischen Eva und Adam, dem »Erdling« und der »Mutter alles Lebendigen«.

4. Der Mensch wird erst Mensch durch Begegnung

Wir merken wohl: Obwohl wir uns echte Begegnung wünschen, müssen wir erst fähig werden dazu. Obwohl in uns allen die Sehnsucht nach Liebe brennt, müssen wir immer wieder reif werden, sie zu geben und zu empfangen. Deshalb – *das Bild des Schlafes* in der Lesung deutet es an – liegt es oft wie eine tiefe Betäubung auf unserem Leben, bis wir ein liebendes Du gefunden haben.

Wenn wir aber einem Du begegnet sind, dann wird unser Leben reich und bunt, ja im Grund erst wahres Leben. Darum wird Adam später der Frau auch den *Namen* »Eva« – Leben – geben: Sie ist auch Leben für ihn! Im höchsten Glück menschlicher Begegnung, in der Liebe, tun sich uns neue Lebensräume auf, von denen wir vorher keine Ahnung hatten. Dann spüren wir eine unbändige Kraft, unser Leben neu zu gestalten, wie wir es uns selber vielleicht nicht zugetraut hätten. Die Bibel beschreibt diesen Aufbruch in ein neues Leben, den wir in der Liebe verspüren – also gleichsam die Entdeckung unseres wahren Lebens, die Menschwerdung unseres eigenen Lebens – mit dem Hinweis, dass das liebende Paar den Lebensraum der Eltern verlässt und sich seine eigene Welt aufbaut.

In allen unseren alltäglichen Begegnungen, im höchsten Maß freilich im Lieben und Geliebt-Werden erfahren wir Entfaltung, Bereicherung unseres Lebens. So ist das Wort des jüdischen Philosophen Martin Buber wohl wahr: »*Alles wirkliche Leben ist Begegnung.*« Mit der Lesung dürfen wir sein Wort aber auch umgekehrt lesen: »*Erst jede echte Begegnung ist wirkliches Leben.*«

Arno Bosl, Jahrgang 1961, Studium der Katholischen Theologie und der Sozialarbeit, ist zur Zeit in der Sozialpädagogischen Lernhilfe mit HauptschülerInnen tätig. Sein besonderes Anliegen ist die geschlechtsspezifische Arbeit mit Jungen und Männern, in der er sich seit 1994 engagiert. Zuletzt schrieb er in *WeStH* 8 (4/2002) »*Vom guten Geschmack Gottes.*«

Korrespondenzadresse: Alpenstr. 18, D-81541 München, E-Mail: arbor61@web.de.

[heim]

Queer Verweise

Schwuler Midrasch

Der Midrasch, wie er auch im Talmud und im Neuen Testament an vielen Stellen vorkommt, ist eine knappe Auseinandersetzung mit biblischen Worten und Versen, deren Leerstellen und Widersprüche aus einer subjektiv-zeitgenössischen Perspektive heraus aufgefüllt werden. Der »Schwule Midrasch« will keine wissenschaftliche Exegese sein, sondern versucht, rätselhafte Stellen zu klären und dabei die Frömmigkeit von Schwulen zu sensibilisieren.

8

»²⁴Die Israeliten aber waren an jenem Tag in Bedrängnis geraten. Darum stellte Saul das Volk unter einen Fluch und sagte: Verflucht sei jeder, der vor dem Abend etwas isst, bevor ich mich an meinen Feinden gerächt habe. Das Volk nahm also bis zum Abend keine Nahrung zu sich. ²⁵Nun gab es in jener ganzen Gegend viele Bienenester, so dass Honig auf freiem Feld zu finden war. ²⁶Als das Volk zu den Waben kam und sah, dass Honig aus

ihnen herausfloss, streckte niemand seine Hand aus, um etwas davon zu nehmen. Denn das Volk fürchtete den Schwur (Sauls). ²⁷Jonatan aber hatte nicht gehört, wie sein Vater das Volk beschwor. Er tauchte den Stock, den er in der Hand hielt, mit der Spitze in eine Honigwabe und führte den Honig mit der Hand zum Mund. Da leuchteten seine Augen wieder. ²⁸Einer aus dem Volk aber sagte: Dein Vater hat das Volk mit einem Eid beschworen und gesagt: Verflucht sei jeder, der heute etwas isst. Das Volk war aber erschöpft. ²⁹Jonatan erwiderte: Mein Vater stürzt das Land ins Unglück. Seht nur, meine Augen leuchten, weil ich ein bisschen von diesem Honig gegessen habe. ³⁰Ja, hätte das Volk heute von der Beute, die es gemacht hat, ordentlich gegessen! Dann wäre die Niederlage der Philister noch größer geworden. ³¹Die Israeliten schlugen an diesem Tag die Philister (im ganzen Gebiet) zwischen Michmas und Ajalon, das Volk aber war sehr erschöpft. ³²Deshalb stürzte sich das Volk auf die Beute (...).

³⁸Darauf sagte Saul: Alle Anführer des Volkes, kommt her und forscht nach,

wodurch diese Sünde heute zustande gekommen ist. ³⁹So wahr der Herr, der Retter Israels, lebt: Selbst wenn es sich um meinen Sohn Jonatan handeln würde – er muss sterben. Doch niemand aus dem Volk antwortete. (...) ⁴²Das Los fiel auf Jonatan. ⁴³Da sagte Saul zu Jonatan: Sag mir, was hast du getan? Jonatan bekannte es ihm und sagte: Ich habe mit der Spitze des Stockes, den ich in der Hand hatte, ein wenig Honig genommen und davon versucht. Ich bin bereit zu sterben. ⁴⁴Saul erwiderte: Gott möge mir dies und das antun – Jonatan, du musst sterben. ⁴⁵Aber das Volk sagte zu Saul: Soll Jonatan sterben, der so viel für die Rettung Israels getan hat? Das darf nicht sein! So wahr der Herr lebt: Ihm soll kein Haar gekrümmt werden. Denn nur mit Gottes Hilfe hat er heute diese Tat vollbracht. So befreite das Volk Jonatan und er brauchte nicht zu sterben.« (1 Sam 14,24-32.38f.42-45)

Um eines höheren Zieles willen, für den Sieg über die Philister, verlangt Saul von seinen Leuten Askese. Er verhängt einen Fluch und verlangt, dass er um jeden Preis eingehalten werde. Ein Fluch ist eine heilige Angelegenheit, weil letztlich Gott dafür verantwortlich ist, seine Übertretung zu ahnden. So glaubt Saul, so glaubt das Volk. Das ganze Volk ist eingeschüchtert; es hält sich an das Gebot und verzichtet.

Jonatan, der von diesem herrschaftlichen Erlass nichts gehört hat, verschafft sich mit der Spitze seines Stockes eine süße Lust. Er hat das Land gefunden, wo Milch und Honig

fließen. Seine Augen leuchten; er ist befriedigt, und das strahlt aus.

Als einer aus dem Volk ihm den Fluch vor Augen führt, den sein Vater Saul verhängt hat, wischt Jonatan die Bedenken vom Tisch: Warum soll ein Volk, das vor Hunger erschöpft ist, nicht essen und glücklich sein dürfen? Der Verzicht hat keinen Sinn.

Das Volk nimmt sich Jonatan zum Vorbild, indem es ebenfalls seinen Hunger durch die Beute stillt. Die Lust siegt über das Verbot. Doch damit stehen alle unter dem Fluch, den der König ausgesprochen hat.

Saul will wissen, wer dafür verantwortlich ist, dass keiner sein Gebot respektiert hat. Das Los ergibt: Die Schuld liegt bei Jonatan. Der ist bereit, für das unwissentlich begangene Vergehen gegen ein sinnloses Gebot die Todesstrafe auf sich zu nehmen. Saul stellt die Vollstreckung der Strafe über das Leben seines Sohnes. Er beugt sich dem Automatismus seines eigenen Fluchs. Der Anstifter zur Askese kennt keine Gnade, denn er meint Gottes Willen gehorchen zu müssen.

Das Volk besitzt mehr Milde und Weisheit als der König. Es fällt sein theologisches Urteil selbst: Sakrale Konsequenz, die in Unbarmherzigkeit mündet und jegliches Glück erstickt, rettet niemanden. Gott ist vielmehr auf der Seite derer, die sich selbst und anderen etwas gönnen können. Deshalb befreit das Volk am Ende den, der den Sinn seiner Lust anerkannt hat.

Seligers *sensus fidelium*, steh auch uns bei gegen Hierarchen, die mit aller Macht sinnlose Askese einfordern!

kurz & gut, Wilhelm...

... waren in Goethes berühmtem Roman die einleitenden Worte Werthers an seinen (Brief-) Freund, um ihm klipp und klar von seiner Liebe zu berichten. Ebenso soll diese Rubrik allen die Möglichkeit geben, sich klipp und klar mit Kommentaren, Fragen und kurzen Berichten zu Wort zu melden – wenn man z.B. keine Zeit hat für ausführlichere Abhandlungen, aber dennoch nicht schweigen will.

Süd : Nord = Hetero : Schwul?!

Eine stattliche Zahl afrikanischer Bischöfe und Politiker scheinen sich auf ein simples Interpretationsschema eingeschworen zu haben, indem sie *drei* Probleme undifferenziert in *einen einzigen* Zusammenhang setzen: Nord-Süd-Konflikt, Rassismus und Homosexualität. Letztere wird als Importware westlicher Dekadenz interpretiert. Arnd Bünker hat hierauf in WeStH 2/2003, S.147 bereits hingewiesen. Wie recht er damit hat,

ist nun abermals deutlich geworden anlässlich der Weihe des »beken- nenden« schwulen anglikanischen Bischofs Gene Robinson. Der nige- rianische Erzbischof Peter Akinola bezeichnete die Berufung Robinsons als einen »satanischen Angriff auf die Kirche Gottes« (SZ 4.11.03). Ho- mosexualität wird als Perversion der Weißen angesehen. Dieser Perversi- on wird die Überzeugung entgegen- gehalten, dass Schwarze von Natur aus dazu nicht fähig sind. So führte es Reverend Christopher Mtikila aus Tansania für die aktuelle Ausgabe der BBC-Vierteljahreszeitschrift *Fo- cus on Africa* aus. In den vergange- nen Jahren sind in Afrika Tausende von christlichen Sekten entstanden, die mit den großen Kirchen nichts zu tun haben wollen, weil diese zu sehr von den Vorstellungen und Vorschriften der Weißen geprägt seien. Hier vermischen sich also die drei Themenbereiche Nord-Süd, Weiß-Schwarz und Schwul-Hetero in einen einzigen »homophob-anti- westlichen Komplex« schwarzer Hardliner. Es handelt sich hierbei keineswegs um billige Rhetorik, son- dern um einen Reflex von Realität: Keiner wird auf dem afrikanischen Kontinent so verfolgt und geächtet wie ein Homosexueller. Explizite »schwule Theologie« können sich vorerst wohl tatsächlich nur wir leisten – jedoch auch in »Stellvertre- tung« unserer afrikanischen Brüder. Eine »SÜD«-Nummer der WERKSTATT ist deshalb überfällig.

Querelle confessionelle

Lieber Wolfgang,

in Deinen »Bekenntnisse(n) – nach zehn Jahren ›schwule(r) Theologie« beklagst Du »die Tendenz zur (römisch-katholischen) Klerikalisierung Schwuler Theologie«. Du beziehst Dich dabei vor allem auf Erfahrungen, die Du in und mit der Queer-Gemeinde in München gemacht hast, wo Du Dich durch eine Orientierung an liturgischer »Richtigkeit« und »Gültigkeit« ausgegrenzt fühlst. Diese Kritik kann ich nachvollziehen und teilen. Ich bitte aber auch um Verständnis und Geduld, denn die Unsicherheit in ökumenischer Hinsicht ist wenigstens partiell dem Umstand geschuldet, dass die Anerkennung des »Gottesdienstes für Lesben, Schwule und Queers ...« durch die Kirchenleitung extrem prekär ist und einen schwierigen Balanceakt über eine lange Distanz erfordert. Ein unbedachter Schritt und der Seiltänzer stürzt ab; der Schaden wäre nicht wieder gutzumachen. Nicht zuletzt die nervöse Distanzierung des Ordinariats wegen der Beteiligung der Queer-Gemeinde am ökumenischen CSD-Gottesdienst in München hat gezeigt, wie vermint das Gelände bei den Themen Homosexualität und Ökumene derzeit in der katholischen Kirche ist. Dein Ärger über die Ausgrenzung durch das katholische Sakramentsverständnis besteht natürlich trotzdem zurecht.

Weniger Verständnis habe ich jedoch dafür, dass Du eine Tendenz zur Klerikalisierung auch in der WERKSTATT ausmachst. Du beziehst Dich auf insgesamt fünf Hefte: zwei zur Homophobie, zwei zu den Gottesdienstgemeinden und eins zu den schwulen Ordensleuten. Mir ist nicht klar, wie Du zu dieser Diagnose gekommen bist. Die beiden Hefte zum Thema »Gemeinde«, nämlich »Schwule, Lesben und ihre Gemeinden« (WeSTh 3/1999) sowie »Communio Sanctorum – Kirche und Queer Community« (WeSTh 1/2003) sind in ökumenischer Perspektive sehr ausgeglichen. Eine Zentrierung auf eine klerikale Theologie vermag ich auch in den Beiträgen aus katholischer Perspektive nicht zu erkennen. Das Gleiche gilt für »Das Gesicht der Homophobie«. Auch wenn hier die Anzahl katholischer Autoren bzw. Themen in der Tat überwiegt, so ist Homophobie doch prinzipiell auch ein Thema der evangelischen Kirchen, das spätestens durch die bayerische Landessynode wieder auf die Tagesordnung kommt. Von den fünf Heften haben nur zwei einen Themenschwerpunkt, der sich spezifisch mit der katholischen Kirche auseinandersetzt, nämlich das Heft über »Schwule Ordensleute« (3/2002) sowie »Abgekanzelt! Repressive Antworten auf dem Prüfstand« (WeSTh 4/2002). Beide sind direkt hintereinander erschienen und setzen daher in der Tat einen deutlichen katholischen Akzent. Aber ist »katholisch« = »Klerikalisierung«?

In dem Heft über schwule Ordensleute sind in erster Linie »Betroffene« selbst zu Wort gekommen.

Selbstverständlich thematisieren darin vor allem Kleriker ihre eigene Existenz. Dass sie trotz ihrer schwulen Perspektive eine klerikale Theologie zum Ausdruck gebracht haben, war in der Tat vielfach augenfällig. Prinzipiell sollte aber auch sie in der WERKSTATT Platz haben. Das Heft hatte jedoch das vorrangige Ziel, die Tabuisierung von Schwulen in Klöstern und Ordensgemeinschaften zu überwinden. Dieses wichtige emanzipatorische Anliegen an sich schon als »Klerikalisierung« zu diskreditieren, würde effektiv bedeuten, mit den Mächten des Verschweigens in der katholischen Kirche zu kollaborieren.

Auch für die Analysen des »repressiven Schubs« in der katholischen Kirche gilt, dass die kritische Analyse klerikaler (in diesem Falle vorwiegend: bischöflicher) Papiere noch lange keine »Klerikalisierung Schwuler Theologie« bedeutet. Dieser Unterschied mag aus einer protestantischen Außenperspektive vielleicht unbedeutend erscheinen, aber wenn die mühsam artikulierte Kritik an klerikaler Homophobie (bei gleichzeitiger Solidarität mit schwulen Priestern) als »Tendenz zur (römisch-katholischen) Klerikalisierung Schwuler Theologie« eingegeben wird, dann wird – sollte dies nachhaltig geschehen – diese Ökumene für die Anliegen einer schwulen Befreiungstheologie im katholischen Kontext zu einem Hemmschuh.

Mit Deiner Diagnose der »Klerikalisierung« unterläufst Du übrigens im Hinblick auf das konfessionelle Miteinander, was Du selbst einfor-

derst, nämlich »die Differenzen von Lebenskontexten (zu) achten« und »Regeln der Kommunikation (und der Lektüre)« zu befolgen. Deine »Bekanntnisse« dekonstruieren sich dadurch selbst, dass sie weder die Differenzen *im* katholischen Kontext achten noch die Differenzen zwischen den Konfessionen. Letztere werden dort zugunsten von »unserer christlichen Tradition« (S. 154) ausgeblendet werden, wo Du zeigst, wie man mit der eigenen Tradition »richtig« umgeht und sie gewissermaßen »gültig« refiguriert. Ist hier nicht einfach an die Stelle der liturgischen eine theologische »Richtigkeit« und »Gültigkeit« getreten? Und stellt umgekehrt die Thematisierung der Existenz von schwulen Klerikern etwa keine Refigurierung der Tradition dar? Die Existenz von Klerikern im Kontext der katholischen Kirche ist eine Tatsache; die neue Qualität in der theologischen Reflexion von und mit schwulen Priestern und Ordensleuten, das kritische Nachdenken über ihre Rolle betrachte ich deshalb als einen Gewinn an Kontextualität und einen Fortschritt in der schwulen Theologie.

Zum Schluss möchte ich noch einen Punkt klarstellen, wo in Deinem Beitrag nicht ganz deutlich wird, was meine Position ist: Ich bestreite nämlich »die Relevanz jeglicher sozialen Identitäts-Aussage« (S. 149) keineswegs, schon gar nicht in dieser Totalität. Gleichwohl bin ich der Ansicht, dass eine schwule Identität (ähnlich wie eine konfessionelle Identität) kritisch-theologisch daraufhin geprüft werden muss, ob sie die Solidarität mit stärker Ausgegrenzten

oder notwendige politische Bündnisse verhindert. Schwule Identität ist wichtig, aber keine heilige Kuh.

Michael Brinkschröder

Hic Rhodos, hic salta!

Kurz und gut, lieber Arnd Bünker, Norbert Reck und Wolfgang Schürger!

In der letzten WERKSTATT(-Jubiläums-)Nummer hat jeder von Euch seine Kritik geübt und Postulate an die Schwule Theologie und Theologen gestellt. Wolfgang beklagt eine »Tendenz zur (römisch-katholischen) Klerikalisierung Schwuler Theologie«; Norbert erhebt den Vorwurf der Partizipation an einer Dominanzkultur, die Körper, Schmerz und Leid ausblendet und letztlich überhaupt keine Identität(en) mehr erkennen lässt. Arnd schließlich sieht die Schwule Theologie wie eine langweilige Dame, narzisstisch und beliebig, im Erste-Welt-Kontext versumpft, blind für andere Kontexte und weiterreichende Fragestellungen, z.B. global-ökonomischer Art. Wie sehr kann man sich da nur wünschen, dass sich doch endlich *Autoren* finden mögen, die diese Missstände nicht nur SEHEN und darüber URTEILEN, sondern zum HANDELN schreiten, indem sie Beiträge liefern. Genau daran mangelt es aber! Warum?

Ich vermute dahinter eine Struktur: Zum einen scheinen unsere lutherischen, reformierten und unierten Kollegen ganz in ihren Pfarrämtern, schwulen Konventen und landeskirchlichen Aktivitäten »aufgehoben« zu sein (Hegel grüßt!). In der EKD aufgehoben, bleibt für unsere ökumenische Dialogzeitschrift kaum mehr Zeit (und auch kein Bedürfnis?). Zum andern scheinen die Produktionsbedingungen schwuler Theologie (und angrenzender Vermittlungswissenschaften?) etwas anders strukturiert zu sein als z.B. die der feministischen Theologie, die sich über »Genderforschung« oder spezifische Frauenlehrstühle eine Lobbystruktur geschaffen haben, die eine fröhliche Wissenschaft ermöglicht. Wo aber siedelt sich ein (katholischer) schwuler Theologe strukturell und ökonomisch an? In anderen fachspezifischen oder unfachspezifischen Bereichen, wo er sich seine Brötchen verdienen kann! Wenn er dann was Annäherndes zum Thema veröffentlicht, macht er das nicht in der WERKSTATT, sondern in einer anderen Zeitschrift, die ihm wenigstens ein paar Euros in die Tasche bringt. Oder er hat aufgrund seines ökonomischen Existenzkampfes schlichtweg keine Zeit, sein Wissen (z.B. über Dominanzkultur oder ökonomisch-globale Zusammenhänge) für die WERKSTATT aufzubereiten. Wenn ich diejenigen anschau, die ich persönlich kenne und die für solche Beiträge in Frage kommen, dann ist das wenigstens so. Mag sein, dass es andere gibt, die über jene Infrastruktur verfügen, die man braucht, um solide Beiträge zu produzieren, wel-

che sich schließlich sogar noch an den Maßstäben von »Wissenschaftlichkeit« messen lassen. Zumindest diese wären dann gefragt, damit die WERKSTATT im Sinne Eurer Postulate vorankommt. Also, auf geht's! Hic Rhodos, hic salta!

Angelus Bavaricus

Weise Väter

Beim Lesen in der »Weisung der Väter«, den »Apophtegmata Patrum« stieß ich auf folgende Begebenheit, die über Abbas Johannes, den Perser, berichtet wird:

»Es kam einmal ein Knabe, damit er von der Besessenheit geheilt werde. Die Brüder brachten ihn in das Koinobium des Ägypters. Der Alte kam heraus und sah, wie der Bruder mit dem Knaben sündigte. Er verurteilte ihn jedoch nicht, sondern sagte: ›Wenn Gott, der sie gebildet hat, sie nicht mit Feuer verbrennt, wer bin ich, dass ich sie tadle?‹« (Ty-ciak, Julius, Nyssen Wilhelm (Hg.), Sophia. Quellen östlicher Theologie. Band 6. Weisung der Väter. Apoph-tegmata Patrum, auch Gerontikon oder Alphabeticum genannt, Freiburg i.B. 1965, 142.)

Diese Geschichte scheint mir wert, darüber ein paar Gedanken zu Papier zu bringen. Die Antwort des Johannes spricht eigentlich für sich, doch was macht sie für mich (uns) so wichtig? Sie macht deutlich,

dass es keinem Menschen zusteht, über einen anderen zu urteilen und über dessen »Sünde« zu befinden. Die Wüstenväter und Wüstenmütter, letztere werden oft von der katholische Kirche »unterschlagen«, waren Therapeuten, geistliche Begleiter, sie waren Geisträger. Sie waren offen für die Nöte derer, die zu ihnen kamen, weil sie sich in der Wüste, in der Einsamkeit, zutiefst sich selbst und Gott stellten. Von daher scheint mir die Reaktion des Johannes umso schwerer ins Gewicht zu fallen, denn er ist nicht irgendein »Gottloser«, sondern ein Wüstenmönch, der ein Leben lang versucht, sich auf Gott auszurichten. Wenn in der Kirche oft so lieblos und hart gegen gleichgeschlechtlich liebende Menschen geurteilt wird, könnte diese kleine Episode vielleicht entgegengehalten werden. Mir macht sie Mut, denn sie zeigt mir, dass Menschen, die sich auf Wesentliches besinnen, d.h. ihr Leben auf Gott ausrichten, und dadurch wirklich zum Leben kommen, einen anderen, weiteren Horizont erhalten. Die hingegen, die nur auf die Gesetze, die Vorschriften und Dogmen starren, sind im Grunde tot für die Weite und die Offenheit Gottes und haben damit auch für sich keine Hoffnung mehr. Und deshalb können sie auch den anderen Hoffnung und Freude nicht gönnen.

Pauli

Bücher Regal

Beim theologischen Aids-Test versagt

Elizabeth Stuart

Gay and Lesbian Theologies. Repetitions with Critical Differences, Hampshire (GB)/ Burlington (USA): Ashgate 2003, 125 Seiten, ca. 28 € (Paperback), ca. 68 € (Hardcover).

Unmittelbar nachdem die WERKSTATT auf zehn Jahre schwule Theologie zurückgeblüht hat, veröffentlichte die britische Theologin Elizabeth Stuart die erste Geschichte der schwulen und lesbischen Theologien im angelsächsischen Raum. Die katholische Professorin, die den WERKSTATT-LeserInnen bereits aus dem Queer-Britannia-Heft (3/2000) bekannt ist, behandelt bereits einen Zeitraum von knapp dreißig Jahren. Stuart ordnet die Beiträge zur schwulen und lesbischen Theologie drei Paradigmen zu: Liberale Theologie, Befreiungs-

theologien und postmoderne/Queer Theologien. Mit Hilfe dieser Typologie zeigt sie auf, wie die Stärken und Schwächen in der schwulen und lesbischen Theologie schon von übergreifenden theologischen Paradigmen her vorgezeichnet sind. Das neoorthodoxe Paradigma, das in Gestalt der Flickertheologie von Rinse Reeling Brouwer in den Niederlanden und Deutschland eine große Rolle gespielt hat, lässt sie dagegen außer Betracht, da es in den USA und Großbritannien keine relevanten Spuren hinterlassen hat. Abgesehen von den theologischen Paradigmen achtet Stuart bei ihrem Durchgang auch darauf, welche politischen Modelle und welche theoretischen Schemata aus der Homosexualitätsforschung in die Theologie eingeflossen sind.

Die liberale schwule Theologie, die in den 70er und 80er Jahre in Reaktion auf das *gay liberation movement* entstanden ist, beruft sich in ihrer Argumentation darauf, dass die Homosexualität eine neue Erfahrung darstellt, welche die traditionelle The-

ologie zu radikalen Veränderungen herausfordert. Systematischer Ansatzpunkt für den liberalen Typ schwuler Theologie ist das Selbst; ihr Hauptvertreter John McNeill etwa knüpft eng an Selbsterfahrung und Psychotherapie an: die Stigmatisierung der Homosexuellen wird in ein »gay is good« umgewertet. Nach Maßgabe des authentischen schwulen Selbst, das als Kontaktpunkt für die Liebe Gottes betrachtet wird, ergeht das kritische Urteil der *gay liberal* über die bisherige Theologie. Stuart schließt sich dem verbreiteten Vorwurf gegenüber der liberalen Theologie an, einem Narzissmus des westlichen Mittelklasse-Selbst zu huldigen. Auch in der schwulen Theologie dieser Provenienz, so ihre Kritik, verhalte es sich nicht anders: Sie müsse das Sexuelle idolisieren, um überhaupt die Vorstellung eines stabilen schwulen Selbst zu erzeugen.

Aus einer Wende vom schwulen Selbst zur Erfahrung der Unterdrückung ging dann in den späten 80er Jahren die schwule Befreiungstheologie hervor. Repräsentativ sind dafür die Theologen Clark, Comstock, Cleaver und Spencer, die freilich zugleich stark von der Prozesstheologie beeinflusst sind. Sie richten sich nicht mehr mit einer apologetischen Zielsetzung an ein heterosexuelles Mehrheitspublikum, sondern bejahen die kulturelle und sexuelle Differenz und sprechen prophetisch vom Rand der Gesellschaft her. Der befreiungstheologische Typ der schwulen Theologie begreift sich – symbolisiert im Exodus – als fortdauernde Suchbewegung, die primär anthropologisch und ethisch ausgerichtet ist. Wie Stu-

art bemängelt, setzt jedoch auch die schwule Befreiungstheologie einen Begriff von schwuler Identität voraus, der die Einsichten des Konstruktivismus nur unvollkommen rezipiert. Unkritisch identifiziere sie Sexualität und Wahrheit miteinander. Auch die dichotomische Trennung zwischen Unterdrückern und Unterdrückten sei angesichts der Macht von schwulen Klerikern in der Kirche einerseits und des kulturgeschichtlichen Beitrags der Kirche zur Homoerotik andererseits viel zu simpel gestrickt.

Angeführt von Carter Heyward haben sich lesbische Theologinnen parallel dazu vor allem Themen wie Erotik, Freundschaft und Leidenschaft zugewandt. Es geht ihnen darum, die positive Energie aus gerechten Beziehungen und die dynamischen Erfahrungen im sozialen Nahbereich theologisch zu würdigen. Bekannt geworden ist dabei vor allem Heywards immanentistische Interpretation von Gott als »Macht-in-Beziehung«. Sowohl bei Heyward als auch bei Mary Hunt zeige sich jedoch – so Stuart, die sich selbst von dieser Kritik nicht ganz ausnimmt –, dass erfahrungs-basierte Theologie häufig aufhöre, überhaupt noch Theologie zu sein.

Im Herzen des Buches unterzieht Elizabeth Stuart dann die schwule und lesbische Theologie einem »Aids-Test« ganz eigener Art. Sie geht von der empirischen Erkenntnis aus, dass todgeweihte Aids-Kranke ganz klare, positive Vorstellungen davon haben, was das Jenseits für sie bereithält. Diesem Glauben könnten, so Stuart, schwule und lesbische Theologien nur gerecht werden, wenn sie

die traditionelle Theologie nicht vom allumfassenden Konstruktivismus zermalmen ließen, sondern daran festhielten, dass ChristInnen Gewissheiten über das Jenseits der Zeit haben, die einen ontologischen Charakter hätten. Sie fragt deshalb: Haben schwule und lesbische Theologien auch noch im Angesicht des Todes etwas zu sagen? Welche Hoffnung halten sie insbesondere für jemanden bereit, der an Aids erkrankt ist und seinem baldigen Tod ins Auge blickt? Schwule und lesbische Theologien – so lautet ihr Fazit – hätten bei diesem Aids-Test versagt, weil sie sich als liberale, feministische oder Befreiungstheologien unkritisch den Prämissen der Moderne unterworfen und die Jenseitshoffnung in Ethik, Selbstverwirklichung oder Befreiung aufgelöst hätten. Nur bei John McNeill findet sie relevante Aspekte einer eschatologischen Auferstehungshoffnung, die sie jedoch als Relikte eines traditionellen Katholizismus erklärt.

Angesichts dieser Grundsatzkritik setzt Stuart in der zweiten Hälfte des Buches ihre Hoffnung auf die Queer Theology. Die Wasserscheide zwischen der schwul-lesbischen und der queer Theologie markiert für sie das immer noch sehr lesenswerte Buch des Ex-Jesuiten Robert Goss »Jesus Acted Up«. »Queer« ist bei Goss in erster Linie ein politischer Begriff, kein identitätskritischer: Jesus ist queer, weil er sich voller Wut bei zahlreichen Grenzüberschreitungen gegen soziale Ausgrenzungen in seiner Welt zur Wehr gesetzt hat. Stuart räumt ein, dass das Buch ebenso gut als eine schwul-lesbische Befreiungstheologie lesbar ist, die auf der

Methodologie von Foucault basiert. Auch für Goss gelten dabei die zwei Hauptvorwürfe, die Stuart gegenüber schwulen und lesbisch-feministischen Theologien erhebt, nämlich erstens die Annahme einer sexuell fundierten Identität, die gegenüber historisch-konstruktivistischer Kritik nicht haltbar ist, und zweitens der Mangel an theologisch ausgewiesener Transzendenz, die eine Hoffnung begründen kann, die über den Tod hinausreicht.

Stuart lässt ihre Entwicklungsgeschichte der schwul-lesbischen Theologien in einer Version von Queer Theologie münden, die nicht mehr auf der Vorstellung einer schwulen oder lesbischen Identität basiert. Dabei stützt sie sich u. a. auf Michael Vasey und Kathy Rudy. Beide benützen eine genealogische Methode, mit deren Hilfe sie die moderne Vorstellung einer homosexuellen Identität »desexualisieren« und in ihre Bestandteile wie z. B. Freundschaft und grenzüberschreitendes Genderverhalten auflösen: Monastische und liturgische Traditionen etwa belegen, dass die Kirche immer schon queer war und die familiären Geschlechterrollen verkehrt hat. Weil zugleich die modernen Konstruktionen von Familie, Männlichkeit und Weiblichkeit genealogisch untersucht werden, könne dieser Ansatz – so Stuart – die festgefahrene Konfliktsituation zwischen Christentum und Homosexualität überwinden und den Blick wieder für die fundamentale und ontologische Bedeutung der Taufe freimachen, die alle sozialen Identitäten durch die Inkorporation in den Leib Christi aufhebt und eine

eschatologische Hoffnung vermittelt. Programmatisch formuliert Stuart diese neue Perspektive so: »Obwohl Queer Theologie üblicherweise mit Fragen der Sexualität beginnt, geht es bei ihr nicht wirklich um Sexualität in der Weise wie es in der schwulen und lesbischen Theologie um Sexualität geht. In der Queer Theologie geht es im Kern um Theologie. In schwuler und lesbischer Theologie hinterfragt die Sexualität die Theologie; in der Queer Theologie hinterfragt die Theologie die Sexualität, aber von einem anderen Ort her als es die moderne Theologie traditionellerweise getan hat, nämlich von der Tradition her. Queer Theologie bestreitet die ›Wahrheit‹ der Sexualität und erklärt daher, dass diese nicht stabil genug ist, um darauf eine Theologie aufzubauen.«

Stuart selbst verknüpft die Queer Theory mit dem theologischen Paradigma der *Radical Orthodoxy*. Gerade weil Stuart daran gelegen zu sein scheint, nur diesen radikal-orthodoxen Ansatz als legitime Form der Queer Theologie gelten zu lassen, ist festzuhalten, dass es auch politisch-dekonstruktivistische Rezeptionen der Queer Theorie gibt, die sich, wie z. B. die Studien von Goss, Althaus-Reid und Webster, darum bemühen, den Intentionen der Befreiungstheologie treu zu bleiben.

Von diesem Standpunkt stößt man bald an die Grenzen der radikal-orthodoxen Queer Theologie. Die »Wiederverzauberung«, die sich die *Radical Orthodoxy* auf die Fahnen geschrieben hat, verlangt nämlich ein *sacrificium intellectus* im Hinblick auf das Christentum selbst. Der queer-

christliche Triumphalismus erweist sich daher als eine durchaus symptomatische Schwäche des radikal-orthodoxen Denkens von Stuart: »Die Queer Theorie benötigt (...) selbst«, wie sie schreibt, »eine Unterbrechung von der Transzendenz her, um sie von hoffnungslosem Idealismus und Nihilismus zu retten. Denn es gibt *nur eine Gemeinschaft*, die dazu beauftragt ist, queer zu sein, und das ist die Kirche. Sie hat diesen Auftrag zu einem bestimmten Zweck, der Vorbereitung des Himmelreiches. *Nur* das Christentum kann die Queer Theorie zu einer gangbaren Strategie machen, denn *nur* Christen sind berufen, ihren Gott darin nachzuahmen, *para physin*, in Überschreitung der Natur, zu handeln« (Herv. M. B.). Nicht nur die Arbeiten von Daniel Boyarin über eine queere Geschichte des Judentums werden damit aus der Theologie ausgeschlossen, sondern auch eine christliche Selbstkritik der traditionellen christlichen Eschatologie, für die die Sodomiter zu den Ureinwohnern der Hölle gehören, wäre unter dieser Prämisse nicht mehr denkbar. Wieso man die christliche Tradition unter eine Käseglocke stellen sollte, vermag ich nicht einzusehen. Die Orthodoxie muss ihre Dekonstruktion wohl oder übel aushalten, das gehört zur *condition postmoderne*! Im Gegenzug kann es freilich auch nicht darum gehen, beide Varianten der Queer Theologie, die radikal-orthodoxe und die befreiungstheologisch-dekonstruktivistische zu exklusiven Alternativen zu stilisieren, die sich wechselseitig bekämpfen. Im Sinne von Eve Sedgwicks Verständnis der Queer Theorie ginge es vielmehr darum, die Homophobie christlicher

Symbolsysteme durch ein »entschiedenes Sowohl-als-auch« aus den Angeln zu heben.

Wenn Stuart die volle wechselseitige Kritik zwischen sexueller und christlicher Identität zulassen und als Weg in eine offene Zukunft wertschätzen würde, wäre sie außerdem nicht gezwungen, die Queer Theorie zu halbieren. Sie blendet nicht nur die Psychoanalyse aus, die in der Queer Theorie einen wichtigen Stellenwert besitzt, sondern hat vor allem die Perspektive des Sexuellen zugunsten des bloßen »Gender Trouble« aufgegeben. Aber war nicht gerade der Ausschluss der Homosexualität als einer *sexuellen* Praxis aus dem Raum der christlichen Sittlichkeit jenes Problem, um dessen Lösung willen sich schwule und lesbische TheologInnen dereinst auf den Weg zu anderen Ufern gemacht hatten?

Michael Brinkschröder

Queers uncut

Robert E. Goss; Mona West (Hg.):

Take Back The Word. A queer reading of the Bible, Pilgrim Press, Cleveland 2000, 239 Seiten, ca. 48 €.

Eine Anthologie queerer, biblischer Hermeneutik haben Robert E. Goss und Mona West herausgegeben. »Take Back The Word« ist ihr Titel und Programm dieser Anthologie. Die ganze Bibel muss zurückerobert werden. Der Ansatzpunkt dafür

lautet: »Die Bibel ist unser Freund.« (S.5) Mit dieser Lesestrategie, heißt es weiter in der Einleitung, werde »der Terror in der Bibel in das lebensspendende Wort Gottes transformiert«. Doch solch ein großes Wunder vollführen die Texte der Anthologie beileibe nicht. Wasser bleibt Wasser und Wein bleibt Wein. Und: der Queer bleibt unbeschnitten. Tom Bohache fragt in seinem Aufsatz mit dem schönen, zweideutigen Titel »To Cut or Not to Cut – Is Compulsory Heterosexuality a Prerequisite for Christianity?«. Nein, lautet Bohaches Antwort und überträgt diese auf die queeren Christen dieser Welt: »Wir müssen nicht die Vorhäute unserer sexuellen Orientierung beschneiden« (S.235). Was aber machen wir mit denen, die uns beschneiden wollen? Im ersten Teil des Buches geben Virginia Ramey Mollenkott, Elizabeth Stuart, Irene S. Travis und Justin Tanis unterschiedliche Antworten. Während sich Mollenkott wie Rebekka der List bedient, um in einer heteropatriarchalen Welt als Agentin die kulturellen Grenzen in Frage zu stellen, empfiehlt Elizabeth Stuart ausgehend von der destabilisierenden Bedeutung des Lachens im Christentum »camp«es Lachen, hinter dem sich Humor und subversive Kritik verbergen sollen. Als »Womanist« umschreibt Irene S. Travis Gott als Mutter, die es auch in den Mitmenschen zu lieben gilt. Justin Tanis findet in der Erzählung von der kanaanäischen Frau Jesus transformiert und bringt sie in Verbindung mit Transsexualität.

Wie im Einzelnen biblische Texte für Queers wieder an Bedeutung gewinnen können, sollen der zweite